

»Schwarze Juden, Weiße Juden? Über Hautfarben und Vorurteile«



Foto: Jorit Aust



Foto: Chris Buck

Foto: JMW

Eva Brenner im Gespräch mit **Chefkurator Hannes Sulzenbacher** über die neue Ausstellung im Jüdischen Museum Wien

Die aktuelle Ausstellung ist in vielerlei Hinsicht bemerkenswert. Sie stellt das historisch ambivalente – und seit dem 7. Oktober 2023 zusätzlich aufgeladene – Verhältnis von Juden und Schwarzen ins Zentrum, sie wirft Fragen auf nach der Ordnung der Welt und thematisiert den gesellschaftlichen Diskurs, der von Kategorien von Hautfarbe, Macht, Kolonialismus und Diskriminierung, Identität, rassistischer Zuschreibung und Vorurteil geprägt ist. Staunend betritt man die helle, überaus ansprechend gestaltete Schau, die einen hohen Informationswert besitzt und in ihrer minimalistischen Zurückhaltung nie überladen wirkt. So sollte ein Museum in einer Welt neoliberaler Zerstörung, Krieg und Genozid agieren, will es den Nerv der Zeit treffen. Letztendlich geht es um einen unsentimentalen Blick auf das Spannungsverhältnis zwischen Jüdinnen und Juden und ihrem Umfeld, um Fremd- und Selbstwahrnehmung, Eigendefinition, Antisemitismus, Rassismus und Chancen für dessen Überwindung. Insofern fügt

sich diese Ausstellung in eine Serie kritischer Themensetzungen, mit denen die seit 2022 amtierende Direktorin Barbara Staudinger erfolgreich agiert. Unter den Themen der letzten Jahre finden sich u.a. Raub, Angst, Frieden oder G*tt, eine perspektivische Untersuchung des Gottesbegriffs.

Welche Hautfarben haben Jüdinnen und Juden?

Die neue Ausstellung widmet sich den Fragen der Hautfarbe von Jüdinnen und Juden anhand historischer und zeitgenössischer künstlerischer Objekte, die dazu Stellung nehmen. Sie untersucht in sukzessiven thematisch angeordneten Kapiteln, was Rassismus bedeutet, wie Menschen aufgrund von tatsächlichen oder zugeschriebenen körperlichen Merkmalen be- und entwertet werden. Die Hautfarbe als vermeintlich offensichtlichste Unterscheidung ist eines der wirkmächtigsten Kriterien, um Zugehörig-

keit von Menschen/Gruppen zu bestimmen und Ausgrenzungsmechanismen zu rechtfertigen. »Rassentheorie«, Antisemitismus und Überlegenheitsfantasien schufen eine auf die Hierarchien der Hautfarbe beruhende Ordnung der Welt, so der umfangreiche Katalog. Auch in der langen Geschichte des Antisemitismus wurden Jüdinnen und Juden körperliche Besonderheiten zugeschrieben.

Im postkolonialen Diskurs figuriert das Thema der Hautfarbe unter dem Schlagwort »white privilege« und bezieht sich beinahe ausschließlich auf weiße Menschen des Globalen Nordens. Dennoch heißt es im Konflikt zwischen Palästina und Israel oft, dass Juden Weiße und zugleich Kolonisatoren in der Region wären.

In Wahrheit sind mehr als 65 % der Bevölkerung Israels »Jews of Color«, also Nichtweiße. Ein Teil der Ausstellung beleuchtet diese Stereotypisierungen, die sich gerade seit dem 7. Oktober verfestigt haben; ausgeblendet wird dabei, dass Jüdinnen und Juden aufgrund von Migration und Vertreibung auf allen Kontinenten präsent waren und sind. Dokumentiert wird außerdem, wie die Nazis versuchten, Juden doppelt rassistisch als Schwarze zu markieren, u. a. mit Propagandadarstellungen der »entarteten Musik«. Schon deren antijudaistische Vorläufer im Mittelalter zeigten Kirchenfenster-Malerei mit Juden, die stets dunkler als Christen dargestellt sind.

Künstlerische und historische Positionen

Der jüdisch-amerikanische Künstler Chris Buck zeigt auf, wie verstellt der westlich-hegemoniale Blick auf Hautfarbe ist, indem er die eingefahrenen Bilder einfach umdreht. Zu sehen ist dann etwa ein weißes, ratlos blickendes Kind vor einer ganzen Wand mit ausschließlich schwarzen Spielzeugpuppen (1984), daneben machen es sich Asiatinnen in Stühlen bequem, während sie von knienden, weißen Amerikanerinnen pedikürt werden (2017). In dem titelgebenden Gemälde »Portrait of a young man« (2018) eines jungen schwarzen Mannes im Kostüm eines Superman formuliert der jüdische Amerikaner

Jason Bard Yarmovsky einen ironischen Kommentar zu gesellschaftlichen Konventionen und der Vorstellung von Helden als ausschließlich Weiße. Art Spiegelman wiederum präsentiert sein Aufsehen erregendes Cover des »New Yorker« Magazins (1993), womit er einst auf Unruhen zwischen jüdischen und afro-amerikanischen Gruppierungen reagierte und dafür heftig angefeindet wurde.

Von innerjüdischen Konflikten erzählt der Israeli David Tartakover, der ein Foto Benjamin Netanjahus umringt von seinen weißen Familienmitgliedern und Personenschützern, die mit dem sarkastischen Emblem »United Colors of Benetton« versehen sind, darstellt. Bewunderung ringt ebenso der Beitrag der syrisch-jüdischen Künstlerin Lenore Cohen ab, die kleine Plastikobjekte aus filigraner Kalligrafie arabischer Namen frei schwebend zu einer raumgreifenden Skulptur verdichtet. Als Beispiel von Solidarität zwischen Juden und Schwarzen kann die Darstellung des Künstlers Aaron Hodge Silver Greenberg gelten, der den Black-Lives-Matter-Slogan mit einem jüdischen Gebetsschal verbindet.

Positionierung ohne Scheuklappen

Eindrücklich legt die Ausstellung die Finger auf die Wunden rassistischer Markierungen, mit denen Jüdinnen und Juden zu unterschiedlicher Zeit verschiedene Hautfarben zugeschrieben wurden und werden – und spricht darüber, wie sie sich selbst wahrnahmen und bewerteten. Die Präsentation fokussiert einzelne ausgewählte Objekte, anstatt Masse anzuhäufen, und enthält sich schnellen Bewertungen. Sie ist absichtsvoll niederschwellig im Aufbau und nach eindrücklichen Themenblöcken anstatt chronologisch nach historisierenden Gesichtspunkten organisiert. Sie untersucht, stellt gegenüber und regt an zur Reflexion über das eigene Verhalten, wobei eindeutige Stellungnahmen vermieden werden, während sich jedoch aus Auswahl und Anordnung der Objekte und deren dialektischer Platzierung die multiperspektivisch orientierte, antirassistische Ausrichtung des Konzepts gut ablesen lässt. Ein großes Bravo!

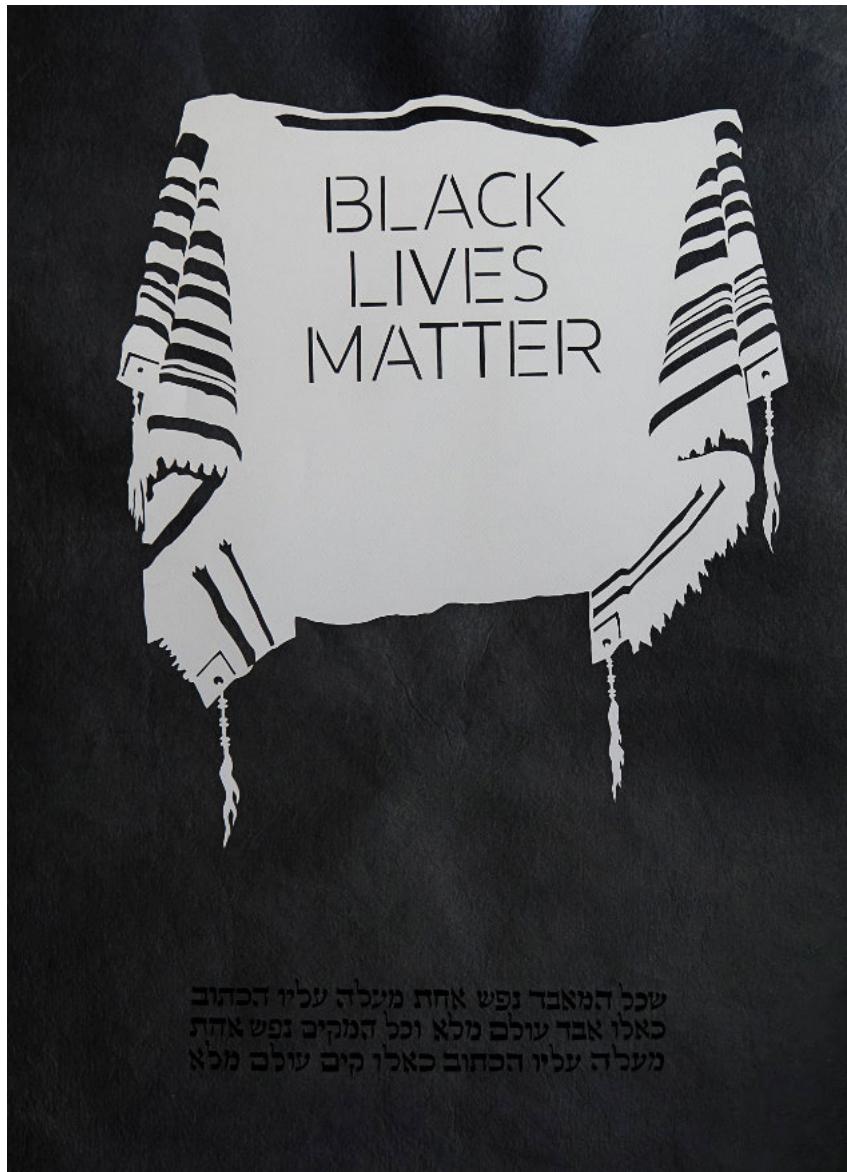


Foto: Aaron Hodge Silver Greenberg

Die Hautfarben von Jüdinnen und Juden

Eva Brenner: Was war der Ansatz der Ausstellung? Welche Themen standen für Sie im Mittelpunkt?

Hannes Sulzenbacher: Ausgangspunkt war, dass vor dem 7. Oktober 2023 – vor allem in den USA – die akademischen Debatten darum kreisten,

dass Jüdinnen und Juden als »weiß« und damit als Kolonisatoren galten, die indigene Bevölkerungen unterdrück(t)en. Daran wollten wir anknüpfen und nachfragen, welche Hautfarbe Jüdinnen und Juden tatsächlich haben. Welchen Zuschreibungen sind sie ausgesetzt? Wie ist das Vorurteil hinsichtlich der Hautfarbe strukturiert? Wie nehmen sie sich selbst wahr? Sind sie Opfer oder Täter oder beides, je nach Konstellation?

EB: Wie sind Sie an die Gestaltung herangegangen: Dokumentation, Interviews, künstlerische Beiträge?

HS: Wir arbeiten stets mit wissenschaftlichen und ergänzenden künstlerischen Beiträgen, dazu kommen Video-Interviews mit Betroffenen. Dieser Dialog ist uns wichtig, genauso wie die karge und helle Ausgestaltung der Ausstellungsarchitektur in Schwarzweiß; die Schau soll nicht überfordern, soll einladend wirken.

EB: Welche Aspekte stehen für Sie im Vordergrund?

HS: Wir haben das Phänomen der Eigen- und Fremdwahrnehmung ins Zentrum gerückt. Was waren Jüdinnen und Juden im Mittelalter? Warum wurden sie im 19. Jahrhundert meist als »orientalisch« bezeichnet? Was macht Jüdinnen und Juden »weiß« und bedeutet die Zuschreibung »weiß« notgedrungen »white privilege« (weißes Privileg)? Diese Auseinandersetzung hat uns zur Komposition der Ausstellung entlang der Color-Line geführt. Es geht darin um Denksysteme, die Ordnung der Welt, in der Jüdinnen und Juden ein ganz bestimmter Platz zugewiesen wird. Eine Welt, die nicht nur aber auch entlang von Hautfarben organisiert ist. Die Entwicklung einer Ausstellung ist für uns, die wir im Team arbeiten, immer auch ein Abenteuer.

EB: Was haben Sie herausgefunden?

HS: Dass Jüdinnen und Juden das System der Color-Line sprengen, denn es gibt sie in allen Hautfarben! Ein früher gängiges Vorurteil besagte, dass sie innerlich »weiß« und äußerlich »schwarz« seien. Historisch wurden sie unter dem Vorzeichen der christlichen Judenfeindschaft mit dem Antichrist in Verbindung gebracht und so bisweilen auch als »rot« dargestellt.

EB: Wie sind die Reaktionen auf die Ausstellung und wie fügt sie sich in die Gesamtheit des Museums? Welche wichtigen Themen

existieren für ein jüdisches Museum in Zeiten der Krisen und Kriege?

HS: Wir halten das gewählte Thema für ein eminent wichtiges in einer zunehmend gespaltenen Gesellschaft. Das Medienecho bislang ist hervorragend und auch der Besuch gibt uns recht. Hervorgehoben wird die Niederschwelligkeit und Zugänglichkeit, die mein größtes Anliegen war. Ich denke, je komplexer ein Thema ist, desto nachvollziehbarer muss das Ausstellungskonzept sein, egal wie viele Fallstricke es enthält.

EB: Wie steht es mit der Rolle von Juden als angebliche Kolonisatoren?

HS: Wir haben einige interessante Exponate zu dem Thema und der Hierarchie zwischen Juden und Schwarzen zusammengetragen. Nehmen wir die Schuhsohle aus Kautschuk der Wiener Firma Beer. Kautschuk war ein Material, das aus Afrika eingeführt wurde, die Beers profitierten also von der kolonialistischen Ausbeutung Afrikas. Viele Familienmitglieder wurden später in Auschwitz ermordet, wurden dann also Opfer eines rassistischen Systems, das ihnen das »Weißsein« abgesprochen hat. Dann gibt es ein Fotoalbum der Familie Rothschild mit zahlreichen Fotos, die sie auf Großwildjagd in Afrika zeigt und auf denen eindeutig erkennbar ist, wer als minder- und wer als höherwertig galt. Zugleich präsentieren wir künstlerische Werke dunkelhäutiger Jüdinnen und Juden aus Familien, deren Mitglieder aus arabischen Ländern vertrieben wurden. Deren Reflexionen über (die eigene) Hautfarbe gehören nach meiner Meinung zum interessantesten der Ausstellung.

EB: Können Ausstellungen etwas verändern? Wie wäre es, etwas zum Thema Gaza-Krieg zu machen?

HS: Wir hatten kürzlich ein Projekt zu dem so stark polarisierten Diskurs über die Welt seit dem 7. Oktober, bei der wir einerseits verschiedene Stimmen und Meinungen präsentiert, andererseits

einmal mehr Gesprächskultur eingemahnt haben. »Kein Platz für Diskussion?« hieß das Projekt. In jedem Fall geht es um Differenzierung, wir beziehen keine parteipolitischen Stellungen, wir sind als öffentliches Museum der Stadt Wien nicht der verlängerte Arm der IKG oder des Likud. ... Der Fokus liegt auf der Auseinandersetzung – wie ist es zu bestimmten Meinungen und Stereotypen gekommen? Unsere Arbeit, davon sind wir überzeugt, will und kann Bewusstsein schärfen.

EB: Wie sind im Allgemeinen die Erfahrungen mit der neuen Direktion? Was hat sich verändert?

HS: Die Ausrichtung und Themensetzung ist offener, diskursiver geworden. Man hat einerseits mehr

Gegenwind, andererseits heißt das auch, dass mehr Diskurs möglich und notwendig ist. Obwohl oder gerade weil das Thema des Jüdisch-Seins heute kontroversieller diskutiert wird. Ich glaube, dass das *Jüdische Museum Wien* früher weniger Kontakt zu anderen jüdischen Museen pflegte und vielleicht auch deshalb manche drängenden Themen der Gegenwart vermieden und sich auf die positive Darstellung der Wiener jüdischen Geschichte konzentriert hat. Wir als Teil der neuen Direktion pflegen den regen Austausch mit vielen Institutionen und Organisationen, diskutieren, schauen uns an, was andere Museen machen, lassen uns auch beraten. Und wir sind ein gut eingespieltes Team! ◊

Die Ausstellung kann bis zum 26. April 2026 besucht werden. www.jmw.at



Sudan, Palästina, Afghanistan – wir bringen die Analysen zu den geopolitischen Entwicklungen



@ZEITSCHRIFTINTERNATIONAL

Jetzt ein Abo für nur € 50 (Ö)/€ 80 (D)
pro Jahr bestellen: www.international.or.at
Folgen Sie uns auch auf dem
Telegram-Kanal:
<https://t.me/zeitschriftinternational>